

Alt und Jung

Fallendes Wasser



VON
Paquita Maria Etter

Ich bin randvoll mit Widerspruch. Fühle mich heimischer in einem Regentropfen als in einem Wort.

Ich sitze an einem Tisch in Berlin, es ist frühmorgens, vor dem Fenster fällt Regen. Ich hab ihn gern. Fallendes Wasser. Schön zum Ansehen; wie einzelne Tropfen dem Glas entlangfliessen und das Bild der Welt da draussen, das meine Augen sich angeeignet und angewöhnt haben, auf seltsame Weise verzerren. Schön zum Anhören; wie er klopft und trommelt und mein Gefühl von Geborgenheit intensiviert, hier, auf der anderen Seite, wo es warm ist und trocken.

Riechen tuts in meinem Refugium der Behaglichkeit nach frisch aufgebrühtem Kaffee. Schmecken wirs nach zergehender Butter auf einem warmen, knusprigen Croissant. Und zwar exakt zu dem Zeitpunkt, an dem mich die Lust danach ergreifen mag – das ergötzliche Gut wartet bereits im Tiefkühler und erfordert von mir allein noch den Akt des Aufbackens beziehungsweise des Aufstreichens.

Nicht minder Freude als der Verzehr delectabler Gipfel macht mir zuweilen das Verregnetwerden. Triefend nass unter freiem Himmel, ein sich Hingeben an Naturgewalt. Fallendes Wasser. Der Regen auf dem Glas da, der kommt meinem Innern näher als Worte.

Mit den Worten geht das so: Man muss sie kneten und den Text dann ruhen lassen wie einen Teig. Ein feuchtes Tuch drüberlegen, in den Kühlschrank stellen und es dabei belassen. Nach einem gewissen zeitlichen Intervall den Teig aus dem Kühlschrank holen. Er ist aufgegangen; so manch eine Passage lugt jetzt kraus heraus. Also wird abermals drübergestriegelt, umgewalkt, gesammelt und gesiebt. Es ist eine schöne Arbeit, die Zeit braucht, wenn man sie gut machen will.

Allein sie ist zuweilen unbefriedigend. Denn ganz gleich, wie präzise man die Konturen des Unsichtbaren mit Buchstaben abzutasten bemüht ist – die Sache bleibt blass. Blass im Vergleich zum innerlich Gefühlten, das da so viel fluider, verworrener, komplexer, ungreifbarer ist ... Es ist nicht möglich, das Menscheninnere an Worten festzumachen, nicht wirklich, und genau hierin liegt die Kernschwierigkeit: am Festmachen. Diese Worte liegen jetzt da, Schwarz auf Weiss, echern, unverrückbar, endgültig verankert im Papier.

Aber drinnen bewegt sich alles unaufhörlich.

Ich bin randvoll mit Widerspruch. Fühle mich heimischer in einem Regentropfen als in einem Wort. Natürlich: Ein Fliessen immerzu, und die sich darin spiegelnde Landschaft, in ewiger Veränderung begriffen.

Ich sitze an einem Tisch in Berlin, es ist frühmorgens, vor dem Fenster fällt nichts mehr. Habe den Teig zu früh in den Kühlschrank gestellt und jetzt den Faden verlor. Stattdessen ein Croissant aufbacken und dem Müsiggang gefront. Auch gegrübelt: Will ja dem Wort nicht allen Zauber absprechen. Dann geblättert: Iwan Bunin – und jäh diese wunderbaren Zeilen! «Ein unbekannter Freund» lautet das Schriftwerk, das sich als fehlende Hefe entpuppt, und hiermit schiebe ich meinen Teig in den Ofen:

«Ich möchte Ihnen vieles sagen, aber Sie wissen ja besser als alle anderen, wie schwer es ist, fast unmöglich, sich mitzuteilen. Ich lebe immer noch unter dem Eindruck von etwas Unerklärlichem und Unbegreiflichem, aber unendlich Schönem, das ich Ihnen verdanke – erklären Sie mir doch, was es ist, dieses Gefühl? Und was die Menschen überhaupt erfahren, wenn sie sich der Wirkung der Kunst überlassen? Verzauberung durch menschliches Können und durch eine Kraft? Der erwachte Wunsch nach persönlichem Glück, der immer, immer in uns lebt und hin und wieder hoch auflodert, unter dem Einfluss einer sinnlichen Wahrnehmung – einer Musik, eines Gedichts, eines lebhaften Erinnerungsbildes oder gar eines Geruchs? Oder ist es die Freude an dem Gewahren der göttlichen Schönheit der menschlichen Seele, die uns nur wenige, solche Menschen wie Sie, offenbaren und uns daran erinnern, dass es sie, die göttliche Schönheit, gibt? Manches Mal, wenn ich lese, zuweilen sogar etwas Entsetzliches, entringt es sich mir plötzlich: Mein Gott, wie wunderbar ist das! Was bedeutet das? Vielleicht bedeutet es nichts anderes als: Wie wunderbar ist trotz allem das Leben!»

Info: Paquita Maria ist Komponistin, Sängerin und freischaffende Texterin. Ihr Album «Recherche» erschien im Januar. Sie lebt in Biel und Berlin.
kontext@bielertagblatt.ch

Aus dem Grossen Rat

Absurde Stundenlöhne



VON JULIEN STOCKER
Grossrat GLP

In dieser Wintersession tagt der Grosse Rat über das Notariatsgesetz. Dieses soll revidiert werden, da verschiedene vom Grossen Rat überwiesene Vorstösse die Abschaffung von unnötiger Bürokratie, mehr Organisationsautonomie, wettbewerbsorientiertere Notariatsgebühren und die Aufhebung von Minimalgebühren verlangen. Im Kanton Bern existieren nämlich Mindesttarife, welche die Notare nicht unterschreiten dürfen. So darf zum Beispiel die Gebühr für die Beurkundung einer letztwilligen Verfügung oder eines Erbvertrags den Betrag von 500 Franken nicht unterschreiten. Neu will man für Notariatsarbeiten, die nach Zeitaufwand abgerechnet werden, sogar einen Stundenansatz von mindestens 250 Franken vorschreiben.

Diese Mindesttarife fand ich ungewöhnlich, denn anders als zum Beispiel im Kanton Zürich, wo man das Amtsnotariat kennt und die Notare und ihre Mitarbeiter durch den Staat angestellt und entlohnt werden, arbeiten im Kanton Bern Notarinnen und Notare freiberuflich. Nach meinem Verständnis soll jemand, der freiberuflich arbeitet, seine Tarife auch frei festlegen können.

Obwohl ich grosse Hochachtung vor der Notariatsausbildung und der mit der Ausübung des Berufs verbundenen Verantwortung habe, finde ich diese Mindestgebühren illiberal und viel zu hoch. Nicht, dass ich es den Berner Notarinnen und Notaren nicht gönnen würde, aber bezahlt werden diese Tarife schlussendlich von den Bürgerinnen und Bürgern, die meistens ohnehin gesetzlich dazu gezwungen sind, einen Notar aufzusuchen. Da würde ein bisschen freier Markt und Konkurrenzgedanke nicht schaden. Denn welche andere freiberufliche Branche ist schon im Besitz eines öffentlich-rechtlichen Monopols und kann Gebühren mit Mindesttarifen abrechnen?

Doch leider werden wahrscheinlich auch in dieser Teilrevision die Mindesttarife nicht angetastet. Das einzige was wohl am Notariatsgesetz geändert wird, ist die Organisationsautonomie, dass sich Notare neu als GmbH oder Aktiengesellschaft organisieren dürfen, dass sie sich weniger Revisionen unterziehen müssen, und dass die Unabhängigkeit und Unvereinbarkeit gelockert werden. Sprich alles, was den Notaren nützt.

Meiner Meinung nach muss man sich im Kanton Bern für ein System entscheiden: Entweder ist das Notariat eine Staatsaufgabe, die über Gebühren finanziert und von Kantonsangestellten ausgeübt wird, die ein fixes Salär erhalten, oder es herrscht ein freier Markt, wo jeder das Risiko trägt und für sich selbst wirtschaftet, analog zu den Anwälten. Was wir zurzeit im Kanton Bern haben, ist eine Vermischung zweier Systeme, wo sich die Notare das Beste aus beiden herausaspicken.

kontext@bielertagblatt.ch

Krawattenzwang

Bilinguismus à la Appenzell



VON BERNHARD RENTSCH
Chefredaktor

Wer in die Ferne reist, lernt das Zuhause schätzen. Diese Weisheit gilt nicht nur bei Reisen ins Ausland, auch ein Aufenthalt in der Schweiz kann solche Gefühle wecken. Beim Ausflug nach Appenzell fiel auf, wie privilegiert wir mit unserer Zweisprachigkeit sind.

Das Dorf Appenzell, immerhin Kantonshauptort, bietet touristisch enorm viel. Gut drei Zugstunden vom Seeland entfernt, trifft man am Fuss des Alpensteinmassivs und des überragenden Gipfels des Säntis auf einen idyllischen und gut gepflegten Ort. Tradition und Brauchtum begegnen einem auf Schritt und Tritt – allein der Blick auf den legendären Landsgemeindeplatz löst Gefühle des ursprünglichsten Demokratieverständnisses aus.

Die Appenzellerinnen und Appenzeller auf ein Heile-Welt-Bild zu reduzieren, ist aber nicht gerecht. Der besuchte Anlass ist gutschweizerisch exakt orga-

Das leichtfüssige sprachliche Jonglieren zwischen zwei Kulturen, so wie wir das kennen, fehlte.

nisiert, fast pingelig genau könnte man sagen. Allein der lokale Parkeinweisungsdienst oder die exakte Eintrittskontrolle beweisen, dass man vom Organisieren viel begriffen hat. Das ist aber nicht speziell appenzellisch. Die ständige Präsenz von Brauchtum allerdings schon. Allein der Blumenschmuck der Eventhalle, die musikalische Begleitung auf dem Hackbrett, die zahlreich verschenkten Biberli oder unzählige Kinder «uniformiert» in Trachten deuteten die Heimatverbundenheit an. Alles wunderbar und eindrücklich.

Von Biel angereist, fiel aber schon auf, wie weit weg Appenzell von der Roman- oder generell von der Mehrsprachigkeit ist. Die Ansprachen des OK-Präsidenten wurden von zwei weiteren Personen zwar korrekt und wortwörtlich auf Französisch und Italienisch übersetzt. Der mehrfache Auftritt des Trios wurde aber insofern fast ein wenig zum «Running Gag», weil keinerlei Flexibilität oder Abweichen vom Drehbuch spürbar

war. Das leichtfüssige sprachliche Jonglieren zwischen zwei Kulturen, so wie wir das kennen, fehlte. Allein, dass der Appenzeller in seinem urchigen Dialekt sprach – für Romands oder Tessiner wohl komplett unverständlich –, zeigte das fehlende Verständnis für die andern Sprachgruppen.

Kann man machen, so die Bilanz des Ausflugs ans östliche Ende unseres Landes. Gelebte Mehrsprachigkeit könnte aber mehr bieten. Das kennen und schätzen wir – ein Plus für unsere Region.

rentsch@bielertagblatt.ch
Twitter: @BernhardRentsch

Im persönlichen Blog berichtet Bernhard Rentsch, publizistischer Leiter konvergenter Redaktion Bieler Medien und Chefredaktor «Bieler Tagblatt», wöchentlich über Erlebnisse im privaten wie im beruflichen und gesellschaftlichen Leben – immer mit einem Augenzwinkern.